



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Ein Wort über die Schillerstiftung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Wort über die Schillerstiftung.

Wir haben über diese Angelegenheit bisher geschwiegen. Aus einem unklaren Drange hervorgegangen, nicht frei von unreinen Elementen, in seinen Zwecken schwer zu übersehn, wandte sich das Unternehmen doch an eine gute und sehr berechnete Seite des deutschen Gemüths; ja, es bezog sich auf ein Bedürfniß, das, wenn auch nicht in dem angegebenen Maße, doch wirklich vorhanden war. Es hat gegenwärtig einen Umfang gewonnen, den die ersten Anreger wol selber nicht geahnt haben — wir meinen damit die sogenannte „National-Lotterie“ — und es ist die höchste Zeit, daß die Nation, welche zu demselben beisteuert, einmal erfährt, zu welchem Zweck? Die Stiftungen selbst haben freilich einen Zweck angegeben; was mit dem Ertrag der Lotterie gemacht werden soll, ist unsers Wissen bisher nur Einem bekannt.

Jakob Grimm hat in seiner Rede auf Schiller über die Stiftung ein sehr hartes Urtheil gefällt. „Der Gedanke ist matt und unbestimmt oder unbeholfen. Wozu auf diesen glänzenden Namen gegründet eine Armenanstalt für mittelmäßige Schriftsteller, für Dichterlinge, denen von aller Poesie abzurathen besser wäre als sie noch aufzumuntern? Wol Mühe haben sollen die Verwaltungsräthe, öffentlich Rechnung ablegend zu rechtfertigen, wer ihrer Wohlthaten nach Verdienst theilhaftig geworden sei. Aufkeimende wirkliche Talente sind eben meistens unbedürftig, und jede reiche Begabung macht heutzutage, wie ihr Ruf wächst, sich selber Luft. Wahrer Dürftigkeit beizuspringen an rechter Stelle und zu guter Stunde stehn immer fühlende Herzen bereit.“

In der Hauptsache ist das richtig, aber eins scheint Grimm übersehn zu haben. Es handelt sich nicht sowol um die Unterstützung „aufkeimender Talente“, sondern um die Unterstützung von Dichtern, die bereits etwas geleistet haben, und arbeitsunfähig geworden sind; sei's durch Krankheit, durch Alter oder auch — durch den Tod. Wol werden fühlende Herzen immer bereit sein, hier einzugreifen; aber es gibt noch etwas anderes: diesen Dichtern gegenüber hat die Nation eine Ehrenschild. Verdienst und Bedürfniß gehörig zu constatiren, wird immer sehr schwierig sein; hier und dort ein Mißbrauch kaum zu vermeiden; aber damit ist die Idee selbst noch nicht widerlegt. Und was schadet am Ende ein gelegentlicher Mißbrauch, wenn er den richtigen Gebrauch nicht ausschließt?

Freilich darf er nicht zur Regel werden; und da die Sache einmal National-sache geworden ist, so hat auch jeder nach seinen Kräften dafür zu sorgen, daß die gut gemeinte Unternehmung nicht geradezu eine schädliche, ja verderbliche Richtung nehme. Wie nahe diese Gefahr liegt, ist uns durch einen kurzen öffentlichen Briefwechsel deutlich geworden, den wir aus verschiedenen Blättern hier mittheilen.

„Hamburger Blätter bringen die Nachricht, daß Gukow in seinem Zauberer von Rom an mir einen geistigen Diebstahl begangen habe. Vielseitig wird dies Factum bezweifelt und mißdeutet. Dies zwingt mich zu der Erklärung: daß Gukow allerdings in seinem Romane aus meinen noch ungedruckten, vor sieben Jahren von ihm gelesenen Memoiren mehrere Charaktere und Situationen entlehnt hat; daß er mir selbst brieflich zugestehet, er sei in seinem Romane „nahe an meine

Memoiren angestreift," und er habe sie „auf sich wirken lassen," und ich bin, trotz der schriftlich empfangenen derben Drohungen Gukow's, die eines so großen literarischen Lichtes, mindestens gesagt, unwürdig sind, entschlossen, mittels einer Broschüre, in welcher ich das Plagiat durch Ausführung der betreffenden Stellen beweise, der Wahrheit das Recht zu verschaffen, und die Frage dem redlichen, unparteiischen, urtheilenden Publikum zur Entscheidung zu übergeben. Baronin Graven, geb. Gräfin S." —

„Auf die in wiener Blättern befindliche Anzeige einer Frau v. Graven, geb. Gräfin S., ich hätte in meinem „Zauberer von Rom" „mehrere Charaktere und Situationen" aus ihrer mir vor sieben Jahren zur Veröffentlichung übergebenen Biographie benutzt, will ich vorläufig nur erwidern, daß die von mir angeblich ihr gegenüber gebrauchten „Drohungen" nichts anderes bezwecken, als der genannten Dame zu Gemüth zu führen, wie sie mich durch das öffentliche Aussprechen eines auf Selbsttäuschung beruhenden Vorwurfs, von dem ich mich durch Geldzahlungen nicht loskaufen wollte, zwingen würde, den Inhalt ihres Manuscripts zum Ermöglichen einer Vergleichung mit dem Inhalte meines Buches so weit wieder zu erzählen, als bei den Hunderten von Manuscripten, die ich seither gelesen habe und die ich noch täglich lesen muß, mir derselbe erinnerlich ist. Mit aller Anerkennung der Gründe, die mich vor sieben Jahren bestimmen konnten, möglicher Weise auf das flehentliche Ersuchen einer „Unglücklichen" um Herausgabe eines Lebenslaufs einzugehen, der eine geborene bairische Gräfin bis zur Uebernahme eines Sommertheaters in Moabit bei Berlin führen konnte, soll jetzt auch diese Erzählung in meinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" nicht ausbleiben, und wird sie vielleicht dazu beitragen, der speculativen Frau jene Wirkung zu erzielen, die sie mir brieflich dahin bezeichnete, ich sähe wol ein, daß ihre Biographie nun interessant würde. Schließlich bemerke ich, daß das Verlangen nach Bezahlung der von mir angeblich entlehnten „Ideen" erst anfang, als ich einem Begehren der jetzt Schriftstellerin gewordenen Dame, sofort von der Schillerstiftung eine Summe von 300 Thlrn. und eine lebenslängliche Pension zu erhalten, in meiner Stellung als Mitglied der Verwaltung der Schillerstiftung keine Aussicht auf Erfolg geben konnte. Dresden 15. April 1860. R. Gukow.

Auf die sonstigen Beziehungen zwischen den beiden Persönlichkeiten, wie sie uns aus diesem Briefwechsel entgegentreten, nehmen wir weiter keine Rücksicht; wir fassen nur dasjenige ins Auge, was sich in Bezug auf die Schillerstiftung ergibt.

Was für eine Classe von „Dichtern" wird sich mit ihren Anforderungen an die Unterstützung der Nation hauptsächlich hervordrängen? —

An welche Classe derer, denen sie Einfluß auf diese Unterstützung zutrauen, wird sie sich hauptsächlich herandrängen? —

Welche Mittel werden sie anwenden, um sich der Gunst der Letztern zu empfehlen, oder sonst auf ihre Gemüthsbeschaffenheit einzuwirken? —

Die Fragen genügen; eine Antwort ist nicht nöthig. — Man sehe sich einmal auf unserm „Parnasse" um! —

Und die Sache ist nicht gleichgiltig, wenn es sich, nach dem zu erwartenden Ausgang der „National-Lotterie" um Hunderttausende handelt. Man male sich den

geradezu demoralisirenden Einfluß aus, den eine jährlich wiederkehrende Bewerbung haben muß!

— Wenn man nicht ein Mittel findet, dem zu begegnen. — Es gibt nur eins: Deffentlichkeit, volle, unbedingte Deffentlichkeit! — Die Deffentlichkeit schließt nicht jeden Mißbrauch aus; sie verhindert aber den periodischen Skandal und die Corruption.

Man wendet ein: es werde das Ehrgefühl verlegen, als Stipendiat der Schillerstiftung dem Publikum bekannt zu werden. — Im Gegentheil. — Ein Almosen zu empfangen, auch wenn man in bedrängter, unverschuldeter Lage sich findet, ist dem Edeln immer peinlich; aber einen Ehrensold anzunehmen, im Namen der Nation erteilt, von der allgemeinen Stimme der Nation gebilligt — wir dächten, das könnte man sich wenigstens ebensogut gefallen lassen, als das Jahrgeld eines Fürsten!

Nur Sorge man dafür, daß es wirklich eine Nationalangelegenheit werde, nicht eine lichtscheue Einwirkung von Coterien. Das erste — freilich noch nicht das letzte — was dazu gehört, ist unbedingte Deffentlichkeit. J. S.

Palermo.

Wir entnehmen die nachstehende Schilderung der jetzt in den Vordergrund der Ereignisse getretenen Hauptstadt Siciliens dem von uns bereits angezeigten trefflichen Buche Otto Speyers: „Bilder italienischen Landes und Lebens“ (2 Bd., Berlin, G. S. Mittler und Sohn.)

Wer, wie wir, an einem sonnigen Junimorgen zum ersten Male die Straßen der sicilianischen Hauptstadt betritt, während der frische Hauch des Seewindes die leichten Wellen des Meerbusens kräuselt, und die weißen Wölkchen über den tiefblauen Himmel treibend, zugleich die Hitze des südlichen Sommertages mäßigt; wer zum ersten Male das lustige, sorglose Treiben der bunten Straßen sieht, in dem sogar die fernsten Felsgebirge, die dort zum Westthor hereinschauen, ihre ernste strenge Miene zu mildern scheinen; wer die leuchtenden, mit den fremdartigen Gestalten tropischer Gewächse geschmückten Gärten und das dunkle massive Grün der Orangenhaine, aus denen zahllos die goldenen Früchte schimmern, zum ersten Male erblickt: der wird leicht inne, weshalb schon die Alten so entzückt von diesem Erdenflecken reden, weshalb Diodor, Herodot u. A. es den großen Garten, das glückliche Gestade, den entzückendsten Ort nennen und weshalb die Stadt vor ihren italienischen Schweftern den Beinamen der glücklichen (Palermo felice) erhalten hat.

Freilich, glücklich ist eine Bezeichnung, mit der die Menschen leicht bei der Hand sind. Wenn eine unvergleichlich malerische Lage, wenn eine beneidenswerthe Milde des Klimas, wenn endlich ein bis zur Leppigkeit fruchtbarer Boden eine Stadt glücklich machen können, so ist es Palermo. Aber die Geschichte lehrt uns, daß diejenigen Städte und Länder meist die unglücklichsten waren, welche den Eroberer und den Beutelustigen am meisten reizten. So mochte es kommen, daß Palermo, um dessen Besitz Sicilier, Griechen, Carthager und Römer abwechselnd stritten, es im Alterthume nicht zu einer bedeutenden Entfaltung von Macht und Reichthum bringen konnte.